



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 68.

Dienstag, 22. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(17. Fortsetzung.)

Roman von E. Fischer-Marzgraff.

(Nachdruck verboten.)

„Aber natürlich“, meinte er kopfnickend, „und Sie haben es zu verantworten mit Ihrer Schwäche! — Uebrigens, bekommt Leonie jetzt die Salzäder, die der Arzt ihr dringend verordnet hat?“

Die Frau Doktor trocknete ein Tränchen in Anbetracht der gesunden Tracht Prägels, die ihr Liebling, wie sie wohl wusste, in der nächsten Stunde unerbittlich davontreiben würde.

„Hätte sie ihn bloß beizeiten holen lassen, eh' der Rabenwater das Haus betrat“, klagte sie sich im Innern an. „Na mein Guter, dafür kriegst du zum Abend Schokoladen-Suppe. — Gott, wenn er's nur erst überstanden hätte, der liebe Junge.“

Und sie ballte ordentlich die kleine, fette Faust, so gram war sie ihrem sonst so guten Herrn in diesem Augenblick.

„Nu, sie soll sie schon haben“, in dem Laut der Stimme schwang eine starke Erregung mit, „nächste Woche sang ich an.“

„Nächste Woche?“

Die Stimme des Hausherrn klang, als ob er in Tränen ausbrechen wollte. Er rang verzweifelt die Hände.

„Nächste Woche? Und seit vierzehn Tagen steht das Stäffurter Salz in der Vorratskammer. Das Würmchen kommt ja sein Lebtag nicht auf die schwachen Beinchen, wenn so sorglos und leichtfertig damit umgegangen wird.“

„Na, nu seien Sie aber so gut! Meinen Sie, daß ich den ganzen Tag weiter nichts anderes zu tun habe, als das Kind zu baden?“

Frau Dr. Degener war ärgerlich, sehr ärgerlich. „Und nun lassen Sie mich aus, sonst kriege ich Ihr Oberhemde nicht und kommen überhaupt nicht ins Konzärt.“

Damit ging sie, den Forstmeister in einer fast bankrotteten Geschlagenheit zurücklassend über die verblüffende Logik der letzten Worte. —

Eine Stunde später — Herr von Reichwange hatte inzwischen ein furchtbares Strafgericht an dem bade-lustigen Söhnchen vollzogen — war er nach vielem Schreien und Hin- und Herrennen von seiten des ganzen weiblichen Personals zu seinem Oberhemde gekommen, bestieg, während vom Fenster des Wohnzimmers aus ein paar davorweinte Jungenaugen ihm betrübt nachblickten, das zierliche Korbwägelchen und trieb den feisten Braunen mit einem leichten Bügelflatz zur Abfahrt an.

Während er im langsamsten Zeitmaß den tief ausgefahrenen Geleisweg bis zu der höher gelegenen Chaussee dahinzog, hatte er so recht Muße, sich in seine finstern, verbitterten Gedanken förmlich einzuspinnen.

„Lieber Gott, was hätte er für ein glücklicher Mensch sein können. Die schöne Stellung, das stattliche Haus an einer der schönsten Stellen des Thüringerwaldes, zu dem es ihn, den Norddeutschen, schon seit er als grüner Junge die ersten Marlittschen Romane verschlungen hatte, mit allen Fasern seiner Seele hingog. — Und was hatte er nun?“

Er hielt die Bügel locker in der Hand, den Hut hatte er abgenommen und neben sich auf den Sitz gelegt.

Er achtete nicht des Windes, der die Kronen der Bäume zueinander bog, daß es wie fernes Meeresrauschen klang.

Wie mit goldigen Pfeilen drang die Sonne durch die

Büden des Geästes und setzte zitternde Ringel in sein nußbraunes Haar — er fühlte es nicht.

Wie graue Nebelschwaden hatte es sich an ihn herangedrängt und hielt ihn in erstickend enger Haft, in der der Brust das Atmen erschwert wurde und der sonst so freie Blick wie mit verbäuernden Schatten verhängt war — das Erinnern an die langen, trostlosen Jahre seiner Ehe an der Seite einer vergnügungsstolzen, herzlosen Frau.

So wie ihn, so hatte sie später unzählige andere mit dem lodenden Lächeln umgarnt, war achtlos über seine Liebe zu ihr, seine flehenden Bitten, seine dringenden Ermahnungen hinweggeglitten. Hatte täglich seiner Ehre, seiner Stellung als Hausvorfater, neue Risse und Fiede beigebracht, die er mit dem ganzen Entsetzen seiner mannhafsten Persönlichkeit nicht zu beseitigen vermochte.

Und dabei nicht zu fassen, nichts, was ein Aufheben der ehelichen Verbindung von seiner Seite rechtfertigen konnte.

Sein Selbstbewußtsein, seine Manneswürde wurden täglich und stündlich von ihr in den Staub getreten, und dennoch, wenn er von einer Scheidung sprach, lachte sie ihm hell ins Gesicht: „Deweis' mir etwas.“

Dann wandte er sich stumm und verließ das Zimmer und hinterdrein flog ihr girrendes Turteltaubenlachen, viel leicht auch ein zusammengeknüllter Papiertümel oder ein geschleudertes Pantöffelchen.

Sein Heim wurde nicht leer von Besuchern, und sein Haushalt kostete Unsummen.

Ohne besonders hübsch zu sein, war sie mit der zierlichen, mittelgroßen Figur, dem wippenden Gang, dem Stumpfnäschen und den lustigen Augen, was man pitant nennt, oder, wie die Männerwelt von heute sich auszudrücken beliebt: „Sie hat so was.“

Sie zog die Vertreter des anderen Geschlechts an, wie der Honig die Insekten.

Und sie lachte und kokettierte mit einem jeden, der ihren Weg kreuzte, unbekümmert um die Pflichten gegen ihre Kinder, deren Pflege sie den Händen fremder Leute überließ, unbekümmert um das zornig verbissene Gesicht ihres Gatten.

Als sie, vor nunmehr anderthalb Jahren, nach einem nur zweektägigen Krankenlager, leicht und selig wie eine Gerechte dahingegangen, da war es wie ein Aufatmen in ihm gewesen, daß er nun endlich einmal „Ich“ sein durfte, daß nicht mehr täglich, stündlich auf seinem Herzen, auf seiner Ehre herumgetreten werden konnte, ohne daß er auch nur die Hand dagegen erheben durfte.

Aber da war das Schlimme gekommen, das Unglaubliche.

Erst ihre Bestattung, die er ihrem Geschmack und seinem Ansehen gemäß durchaus würdig hergerichtet hatte, und dann fiel es ihm ins Haus, Rechnung über Rechnung, fast jede Post brachte es bündelweise.

Zuerst hatte er an einen Irrtum geglaubt, dann getobt, geraut, und schließlich den Ereignissen in einer Art stillschweigenden, verbissenen Grimmes standgehalten.

Diese Wochen waren es, denen er die silbernen Fäden zu verdanken hatte, die sich in das Haar des kaum vierzigjährigen eingeschlichen hatten, und aus dem aufrechten, bei-

nah schwerfällig rechtlichen Manne war ein „Schnorrer“ geworden, wie er es bei sich selbst nannte, der von Tür zu Tür betteln ging um eine Stundung, ein zweites Hinausschieben der Forderungen zu erzielen, die zum Teil schon unendlich lange anstanden, weil er doch eben nichts als sein Gehalt und die Bezüge aus seiner Stellung sein eigen nannte.

Sein kleines Vermögen hatte Leonies üppige Haushaltführung bereits in wenigen Jahren verschlungen.

Wie seine Frau es gemacht hatte, ihm diese Schuldenlast so lange zu verbergen, war und blieb ihm ein Rätsel.

Zum Glück hatte er in Frau Dr. Degner eine rechtlich denkende, wirtschaftliche Person gefunden, die trotz ihres fast märchenhaften Phlegmas nach dem Seinen sah und sparte, wo es irgendetwas anging, so daß bis auf ein winziges Restchen die große Schuld jetzt glücklich getilgt war.

Aber wenn die Vergangenheit, so wie heute, vor seinem inneren Auge emporstieg, dann war es ihm wie dem Reiter, der, ohne zu wissen, das Eis des gefrorenen Bodensees überritten hat, ein eissiger Schreden, eine lähmende Starre, daß man Zeiten der Not, der steten zehrenden Sorge wie diese, überhaupt überstehen konnte.

Denn mehr als einmal war es ihm nicht möglich gewesen, eine der ausgemachten hohen Ratenzahlungen auf die Stunde zu begleichen, hatte ihm der eine oder andere gedroht, ihn seiner vorgesezten Behörde zu melden.

Dann hätte es geheißen: „Zahlen oder nicht“, und selbst, wenn er seinen Verpflichtungen mit Hängen und Würgen und Zusammenraffen alles nur Veräußerbaren nachgekommen wäre, seinen „Flecken“ im Conduitenbuch hätte er weggehakt, den ihm kein Regen wieder ausgewaschen hätte.

Ein Wandern auf einem Vulkan, ein Seiltänzerschreiten auf einem lodergespannten Tau waren ihm die Jahre nach dem Heimgange Leonies gewesen. Und nun?

Er biß die Zähne aufeinander, wie man sie wohl in Horn und Weh um das Mundstück einer Pfeife klemmt.

„Ach, Tabakrauch, seine geliebten Pfeifen, die da in Reih und Glied an der Hinterwand seines Zimmers sorglich aufgereiht standen.“

Mit halbgeschlossenen Augen pflegte er an ihnen vorbeizugehen, weil jeder Zug aus ihnen Geld kostete und ein vergeudeter Groschen eine Stunde lastender Sorge, quälender Unrast mehr für ihn bedeutete.

Mit seiner goldgestickten Uniform war er dahergegangen und hatte entbehrt, ärger als sein unterster Knecht, und heute nun war es plötzlich über ihn gekommen . . .

Er schrak empor.

Dicht neben ihm hatte die Dampfpfeife der Sägemühle ein schrilles, langanhaltendes Pfeifen ertönen lassen, und als es, verhallend, in einem klagenden Laut erstarb, klangen von der Dorfkirche vier helle, scharfe Schläge, vom Sommerwind getragen, zu ihm herüber.

„Der Laufend — schon vier.“ Um diese Stunde begann das Konzert im Ressourcegarten und er hatte gerade die Hälfte des Weges überwunden. Und der Braune — „Wart du Rader!“

Er ließ die Peitsche kräftig auf dem Rücken des Pferdes spielen, das sich die Zerstrentheit seines Herrn zunutze gemacht hatte und nun, nicht wissend, wie ihm geschah, mit einem springenden Aufbäumen in einen heftigen, wilden Galopp verfiel.

Und so rasten sie durch das weitgestreckte, sonnenbeschiene Tal, durch das die Wasser der Emse sich wie ein blinkendes, silberbesticktes Band hindurchwandten.

Der Forstmeister war aus seinem Sinnen erwacht und, jetzt ganz in der Gegenwart, die Lippen unter dem leichtgeträufelten Vollsart scharf zusammengepreßt, die Augen mit hellem Blick in die Ferne gerichtet, handhabte er Zügel und Peitsche, daß dem bequemen Gaul, sonst an eine übermilde Behandlung gewöhnt, Hören und Sehen verging, so daß er vor Angst sein Möglichstes hergab.

Der leichte Korbwagen hielt mit scharfem Ruck vor dem Eingange des Ressourcegartens von Bröttgerode, als das Orchester mit scharfem Geschmetter unter Paukengedröhn und Trommelwirbel gerade den Eingangsmarsch abschloß.

Den Zügel dem herbeieilenden Hausknecht zuwendend, sprang der Forstmeister vom Bod herab, trat zu dem Braunen, der ganz benommen von der scharfen Fahrt, mit

vor Nase wie Atlas glänzendem Fell, gesenkten Kopfes auf seinem Platz verharrte.

„Alter Freund, gelt, so was gefällt dir nicht, was? — Friedrich, reiben Sie ihn ein bißchen ab, er ist stark erhitzt, sonst kriegt er die Kolik.“ Es soll mir auf eine Extravergütung nicht ankommen . . .“

Und während er scherzend sprach und beruhigend den Widerrist des Pferdes klopfte, spähte er scharfen Auges über die Rabatten, die sich vor dem Eingang des Gartens schoben, hinweg, ob der Tisch, an dem Aribert mit seiner Familie Platz zu nehmen pflegte, schon vollständig besetzt sein möchte.

„Aee, Gott sei Dank! Ein paar Stühle waren noch frei . . .!“

Und schon im nächsten Augenblick durchmaß er die schattigen Gänge des Lokals, hier den Weidmannshut ziehend, dort ein rasches Wort, eine freundliche Anrede mit einem Gruß, einem gutmütigen Scherz erwidern und überall sich mit einer fast beängstigenden Eile freimachend.

„Eberhard, bist du's oder dein Geist?“

Der Freiherr von Massenbach war es, der unvermerkt hinter den Freund getreten war, und als jener sich hastig umwandte, ihn lachend bei den Oberarmen hielt.

„Mensch, du aus deiner Fasneshöhle gekrochen? Wie kommt mir dieses?“

Aber der Forstmann hielt auch dem Freunde nicht stand.

Sein Blick hatte ein paar leere Stühle erpäht an der Riesentafel, welche die Familie Massenbach mit ihrem ziemlich zahlreichen Anhang besetzt hielt.

Ueberdem herrschte in der Bröttgeroder Ressource die löbliche Gewohnheit, nur wenige und ziemlich große Tische reihen aufzustellen, um jede gewollte Absonderung einzelner Familien von vornherein zu unterbinden.

„Gestatten gnädige Frau? — Gnädiges Fräulein?“

Während die Kapelle mit einigen langausgehenden, sich langsam verstärkenden Hornböden die Oberonouvertüre anhub, verbeugte er sich mit hübsch anzusehender Ritterlichkeit über Frau Adelgundes fleischige, sorglich gepflegte Hand, und als er, die stattliche Gestalt hochaufredend, den Blick über die Tischgesellschaft gleiten ließ, stodte sein Atem.

„Dort jene feingliedrige Gestalt im kornblumenblauen Coliennelleid, ein zartgraues, schutenartiges Gebild von feinsten Strohborsten mit Rosen und Samtbändern von der Farbe des Kleides verziert, auf dem lichtblonden Haar, war es denn möglich?“

Vor seinem inneren Auge huschte blitzschnell jener Augenblick im Wartesaal des Bahnhofes zu Gotha vorüber, wo er der „grauen Motte“ mit dem glattgestrichenen Scheitel und der goldgefaßten Brille vor den kurzlichtigen Augen gefälligst beige sprungen war.

(Fortsetzung folgt.)

Winterliche Gegenjonnen.

(Ein deutsches Naturwunder.)

Von Alwin Rath, Lissa (Mark).

Zwischen hastig treibenden Eisschollen arbeitet sich am letzten Sonntag das Fährboot vor Jellin an der Oder mit uns durch die wildschiekenden Hochwasserfluten des Stromes. An der jagenden Schnelligkeit der rings weihumtörenden Eisschollen in der dunklen Flut erkennt man recht, wie eilig es der geschwollene, mächtige Strom hat, zum Meer hinunterzuströmen. Die eiligen Schollen haben alle rundum eine silbrige Krone aufgesetzt aus grüßig zerstoßenem hellen Pulvereis, das beim Zusammenprall der mächtigen Eisschollen hinaufgestoßen wird. Mit Gewalt wollen sich einige unter das Boot würgen, so daß einem schon vor der Kippgefahr ein wenig unwohl zu Mute wird. Aber der Steuerer steht hinten mit dem Ruder und leitet uns glücklich samt unseren Rädern durch das bedrohliche stürmische Element, das in einem wahren Rennen zur Mutter alles Raffen auf der Erde hinunterfließt.

Hinter dem verschneiten sonntagsstillen Dorfe, in dem auch nicht eine Kacke noch eine Wanze sich über den kalten Weg traut — im Sommer mußte ich hier nachts aus dem Quartier vor solchem Ungeziefer plötzlich flüchten — laufe ich mit meiner Frau auf dem eiskaltstehenden schmalen Radfahrerweg nach Bärwalde hinunter. Denke der behäbigen biden Kirchnerin, die die herrlichen prallen, blutswarzen Kugeltroddeln an der Landstraße verkaufte, die im Sommer dort hingab, wo jetzt der Schnee sein weißes Gesicht auf den Zweigen ins matte Himmelblau zeichnet, — da steige

ich zufällig vom Rade, da mir mein Frauchen zu weit zurückbleibt und man ja heute keine zehn Schritt weit mehr den Räubern im Busch trauen kann.

Und wie ich mich zurückwende, über die einsame Straße hinaufzuschauen, da überfällt meinem Blick eine seltsame Erscheinung am eifig grünblauen Himmel, von dem die Sonne in fallblendender Pracht niederstrahlt. Ich bemerke zuerst, daß sie einen riesigen „Hoi“ hat, die Himmelsfürstin, der sich wie ein bis zum halben Zenit reichendes großes speichenloses Autorad um die lichtglühende Achse der Sonne giebt und um ein wenig grau-stumpfer getönt ist als der übrige matt grünlichblaue Winterhimmel. Um dieses riesige Autorad ist aber als „Reifen“ ein sanftalühender Regenbogen gezogen. Nur daß hier die Regenbogenfarben sich in umgekehrter Reihenfolge zeigen: mit dem Rot also innen. Dieser bengalische Zauber ist nur unten zur Erde hin intensiver gefärbt erkenntlich. Mehr oben hinauf verdunstet er sich spärlich.

Wo die durch die Sonne gezogene Horizontale den „Reifen“ aber schneidet, glüht der Regenbogen, besonders das Rot, kupferfarbenprächtiger. Und gleich hierneben flammt nach rechts und links eine solche Himmelsfeuersbrunst dumpfig auf, daß man vermehren kann, hier zwei Nebensonnen durch Wolkenschwaden hindurchglücken zu sehen.

Von diesem Strahlendunst aber zischt nach rechts und links weit in die Spähre hinein ein weißglut-brennendes Schwert, als dessen Kreuzgriff die kupferrote Flamme im Regenbogen erscheint.

Oben im höchsten Punkt des Rades über der Sonne aber dampft es auf wie über einem Vulkan, in dessen heißem Magen sich Unverdauliches zu regen beginnt.

Unsere Blicke hatten an dieser seltsamen nie im Leben gesehenen Erscheinung gebannt und immer wieder auf der Rückfahrt fesselt uns das wie ein magisches Symbol anmutende Himmelsbild. Zumal wir bei genauerem Zuschauen auch noch in weiterer Entfernung vom ersten einen zweiten Regenbogen erkennen, der mit dem übrigen Zauber fast wie das Tor einer überfinnlichen, phantastisch schönen Welt erscheinen will.

An der Zelliner Fährde wieder angekommen, sehen wir die Sonne sich in lachsrote Dünste hineinwühlen; der bengalische Zauber des engeren Hofes verblaßt, während der weitere immer noch erkenntlich bleibt. Doch aber im Zenit des „Hofes“ räuchert das scheinbare Vulkanarimmeln stärker auf in weißlichem Feuerdunst und flattert wie die ausgebreiteten Riesenschwingen eines weißen Adlers empor.

Die Fährleute haben die Erscheinung auch schon, wie sie sagen, den Spätnachmittag hindurch beobachtet und niemals früher in ihrem Leben, wie sie mir auf meine Fragen betunden, schon derartiges gesehen. Ich erkläre ihnen, daß man diesen Polarzauber wissenschaftlich Halo nennt und daß dieses Wort aus dem Griechischen kommt und so viel wie runde Tonne bedeutet; und sie meinen schalkhaft, nun wüßten sie auch, wo das Wort „Halo“ herkomme, das sie oft genug von drüben herüber hören müßten, wenn sie zum Überholen angerufen würden. Im übrigen schienen sie aber meine Darlegungen für Aufschneidererei zu halten.

Wir starren noch immer auf das verwehende Wunder der Polarwelt mit den beiden flammenstehenden Schwertern rechts und links in den Äther hinaus, als den Fährleuten die eistriefende Kette durch die abgehärteten rauen Hände gleitet und die mächtigen Eisschollen wie Robben des Polarmeeres unter der Fährde, auf der wir jetzt bei der Rückfahrt stehen, hervordrücken und hoch aus dem wirrwogenden schwarzgrünen Wasser hervorziehen. Das eigenartige winterliche Himmelsphantom, das dort, wo Robben und Eisbären mehr zu Hause sind, öfter beobachtet wird, entsteht durch Brechung des Lichtes in dem Gewimmel der in der Spähre schwebenden Eiskristalle. Die ja auch im Winter unserer Breitengrade einmal in vielen Jahrzehnten so beherrschend sein können, daß der Polarhimmel mit seinen Feuerwerkfeinkünsten von Nordlichtern und ähnlichen Märchenerscheinungen bei uns mal vorüberbuscht.

Ein glücklicher Zufall.

Von **Wilhelmine Balthes**.

Auf dem Bözener Bahnhof sah die Trötschbäuerin Kleinlaut auf einer Bank. Ihr altes, abgeschabtes Leder-taschel hielt sie mit beiden Händen fest. Man hatte Schreckliches von Taschendieben gehört, die es einem aus der Hand wandern, ohne das man das geringste spürte. Die Trötschbäuerin hatte etwas Hochwichtiges in dem Taschel, die genaue Adresse des jungen Pilzgerbauers, den ihr der Händler und Heiratsvermittler Seppel, der weit in der Welt und sogar im Bayerischen herumkam, für ihre Tochter vorgeschlagen hatte. Dem Pilzgerbauer war eben der Vater

gestorben, die Mutter war längst tot. Also war er allein Herr auf dem Güatl. Da rissen sich die Ledigen um ihn, denn so ohne Schwiegermutter haufen können, ist doch eine Wonne. Reich und stramm sollte der junge Pilzgerbauer auch noch sein, also ein in jeder Hinsicht begehrenswerter Kerl. — Daheim war die Trötschbäuerin ein selbstbewußter ruhiger Mensch. Hier im lauten Bahnhofsgetriebe wurde sie unbeholfen. Aber es mußte sein, man mußte sich, ehe man in nähere Verhandlungen trat, das Güatl des Mannes, dem man seine Tochter geben wollte, anschauen. Nur hätte sie gern, ehe sie hinging, bei anderen Leuten, die ihn kannten, Erkundigungen eingezogen; aber sie war in der Gegend von Rattenberg, wo der Pilzgerhof lag, ganz unbekannt. So sah sie da und grübelte bedrückt, wie sie es beginnen sollte. Dabei sprang sie, so oft ein Zug von rechts oder links einfuhr, erschreckt auf und bestürmte jeden mit der atemlosen Frage, ob das vielleicht „ihr“ Zug sei. Aber es war immer ein anderer; „ihr“ Zug sollte erst in einer Stunde kommen. — Eine stattliche Bäuerin kam auf den Bahnsteig und setzte sich neben die Trötschbäuerin. „Griß Gott!“ — „Griß bi Gott aa!“ Man kam sagte ins Gespräch. Die Fremde wartete auf denselben Zug, mit dem die Trötschbäuerin nach Rattenberg fahren wollte. Sie hatte ein herrliches Männergesicht und eine kurze, befehlende Art. Sie imponierte der Trötschbäuerin ganz gewaltig, besonders weil das laute Treiben sie nicht im mindesten einschüchterte. „Die möcht sich an meiner statt besser z’heiß’n wiß’n!“ seufzte sie. Im Gespräch kam es heraus, daß die Fremde die Zirmlebäuerin heiße und aus ganz anderer Gegend komme als die Trötschbäuerin. Man redete von Haus und Feld. Die Zirmlebäuerin fragte, ob die andere Kinder habe. „Ja, Bua und Diandl. Und weg’n dem Diandl muas i d’ Reif mach’n“, sagte die Trötschbäuerin, und dachte eine Weile lang nach, dann fragte sie plötzlich: „Bist epper bekant in Rattenberg?“ — Die andere nickte. Da taute die Trötschbäuerin vollkommen auf. „Ja? Woast, i muß dort über jemand a Auskunft hab’n.“ — „Wiar hoast er?“ erkundigte sich die Zirmlebäuerin. Die Trötschbäuerin dampfte die Stimme: „Aber an g’wiß’n Pilzgerbauer. Den hat mir der Seppel für mei’ Diandl g’nannt! I fab’r jekt’ hin und schau mir sein Güatl an. Aber z’erst möcht i von andere Leut’ als vom Seppel, der ja do nur sein Schmulerlohn verdiena will, was über den Pilzgerbauer hör’n. Kennst’ ehm epper, den Pilzgerbauer?“ — Die Zirmlebäuerin wand sich hin und her. „Du mei, ma soll taan Mensch woas Schlecht’s nachred’n.“ — Die Trötschbäuerin wurde eifrig: „Is scho recht. Aber ma muas wiß’n, z’ wem ma’s sagl! I kann schweig’n!“ — „Na“, nun dampfte auch die andere ihre Stimme, „lauf’n tuat er halt.“ — „Woas, so a junger aa scho?“ rief die Trötschbäuerin entsezt. — „Ma sagt, in a voar Joahrn is’s Güatl verhoff’n!“ nickte die Zirmlebäuerin mit hartem Gesicht. Ein Schaffner kam und rief aus, daß der Zug, den die Trötschbäuerin erwartete, zwanzig Minuten Verspätung habe. Die beiden Frauen rüdten näher zusammen. Jetzt, wo man wußte, daß man noch viel Zeit vor sich habe, wurde das Tratschen erst so recht gemüthlich. Was die Trötschbäuerin da über den Pilzgerbauer zu hören bekam, war fürchterlich. Nicht nur, daß er soff, er spielte auch Karten! — „Du!“ sagte die Zirmlebäuerin am Ende ihrer Ausführungen mit strengem Gesicht, „daß d’ aber schweigst! I hab’s dir nur erzählt, weil’s a Witfrau bist und ma taan Mensch’n in sein Änlaß soll rennen lass’n!“ — „Da verlaß di drauf! I schweig wiar’s Grab!“ Die Trötschbäuerin legte die Hand auf die ehrliche Brust. „Und woas brauch’ i denn jekt’ no nach Rattenberg z’fabr’n?“ fragte sie. — „Naa, dös brauchst aa nimmer!“ bekräftigte die Zirmlebäuerin. — „Dös is aber a glücklicher Zuafall, daß i di troff’n hab’!“ sagte die Trötschbäuerin dankbar. Die Zirmlebäuerin behielt ihr hartes Gesicht. — Nun mußte der Zug bald kommen. Die Trötschbäuerin wollte wieder ihre vielstündige Fußwanderung nach Hause antreten. Sie nahm von der Zirmlebäuerin herzlichen Abschied. So ein Mordsglück, daß sie diese richtige Auskunft erhalten hatte, ohne die lange und peinliche Fahrt nach Rattenberg machen zu müssen! Jetzt konnte sie noch am frühen Nachmittag zu Hause sein und ihre Arbeit tun. Witten in dem langen Dantgerede donnerte der Zug herein, jetzt war es der richtige. Die Zirmlebäuerin ging ohne Haß auf das Geleise hinaus und stieg ein. Der Zug fuhr davon. Andächtig nickend stand die Trötschbäuerin auf dem leeren Bahnsteig und sah ihm nach. Man muß nur die richtigen Leute fragen, dann erspart man Zeit und Unannehmlichkeiten. — Drinnen im fahrenden Zuge setzte sich die Zirmlebäuerin recht bequem zurecht. „Dös woar aa wirkli a glücklicher Zuafall, daß die mi troff’n hat!“ stellte sie betrieblig fest. Und sie fuhr rubig nach Rattenberg, um sich das Güatl des Pilzgerbauers anzuschauen, den ihr der Allerweltsterk, der Seppel, welchen sie für seinen Heiratskacker noch tüchtig herunterpöbeln wollte, für ihre eigene Tochter vorgeschlagen hatte.



Die Kunst, sein Heim recht zu beleuchten.

Die richtige Beleuchtung des Heims, die Auswahl der Lampen und die Art ihrer Verteilung in den Zimmern, das ist auch eine Angelegenheit, die viel dazu beitragen kann, das Heim wirklich dieses Namens würdig, es wohnlich und gemütlich zu machen. Wenn man nur einmal den Versuch hierzu unternimmt, wird man erstaunt sein, welchen Erfolg man mit geringen Mitteln erreichen kann.

Die Zeiten, wo sich die Familie um den Tisch versammelte, auf dem eine Petroleumlampe brannte, gehören heute der Vergangenheit an. Die Elektrizität oder doch das Gas haben endgültig den schwächeren Konkurrenten verdrängt. Man kann wohl sagen, daß mit der Petroleumlampe auch ein Stück gemütliche Heimpoesie verschwunden ist; denn sie hatte unbedingt an sich mehr Warmes, Anheimelndes als unsere heutigen Beleuchtungsmittel. Aber auch sie haben doch, außer den vielen praktischen auch ihre Vorteile, was die Möglichkeiten der Verschönerung der Wohnung anbetrifft. Man muß nur verstehen, sie auszunutzen. Keinesfalls soll man aber es als gleichgültig betrachten, wie die Beleuchtung der Wohnung gestaltet wird, und meinen, es genüge, wenn nur in jedem Zimmer irgendwo irgend eine Lampe angebracht wird, sondern die Frauen sollten es sich nicht nehmen lassen, ihren Einfluß dabei entscheidend zur Geltung zu bringen und sich dafür einzusetzen, daß viele „Sünden“, die heute noch in dieser Hinsicht begangen werden, aus der Welt oder doch aus der Welt ihres Heims verschwinden.

Diese „Sünden“ liegen zunächst darin begründet, daß die Beleuchtung oft nicht ausreichend ist. Dabei liegt dies oft gar nicht einmal daran, daß zu wenig starke Beleuchtungskörper Verwendung finden, sondern es wird eine große Verschwendung mit dem Licht getrieben, dadurch, daß etwa die Lampe hoch an der Decke angebracht ist und über das ganze Zimmer ihr Licht verstreut, so daß jede einzelne Stelle in ihm, also auch der Arbeitsplatz am Tisch nur verhältnismäßig wenig abbekommt. Es brauchen wohl aber nicht viel Worte darüber verloren zu werden, daß es eine falsche Sparlichkeit ist, wenn man, um weniger Geld für Licht auszugeben, bei ungenügender Beleuchtung arbeitet und seine Augen übermäßig anstrengt. Dem Übel ist ja auch meist leicht abzuhelfen, man muß nur dafür sorgen, daß auf den Platz, auf dem man zu arbeiten pflegt, sei es nun der Schreibtisch des Mannes oder der Nähstisch der Frau oder die Stelle, da das Kind seine Schularbeiten zu erledigen pflegt, eine Stehlampe gesetzt wird, die ihr Licht direkt auf den Arbeitsplatz fallen läßt. Pfllegt sich aber die ganze Familie an einem gemeinsamen Tisch im Wohnzimmer zu versammeln, dann empfiehlt es sich, darüber eine siebbare Hängelampe anzubringen, dann kann man, je nach Bedarf, entweder das Licht auf dem Arbeitstisch verstärken oder wieder das ganze Zimmer gleichmäßig beleuchten.

Eine entsprechende Beleuchtung kann der Hausfrau auch große Dienste leisten bei ihrem Bestreben, gemütliche Plätzchen in ihrem Heim zu schaffen. Gerade heute in Zeiten der Wohnungsnot, wo sich sehr viele, gerade junge Familien mit nur sehr wenigen Räumen begnügen müssen, sollte in dem Wohnzimmer nicht ein Eckchen fehlen mit einem kleinen runden Tisch, um den bequeme Sessel gestellt sind und wo eine Stehlampe die Gemütlichkeit erhöht. Im Gegensatz zum Arbeitsstisch kommt es hier nicht so sehr auf Helligkeit an, man kann gerne das Licht etwas dämpfen, indem man einen bunten Schirm um die Lampe legt. Gerade hier sind der Phantasie und der Gestaltungsfreude der Frau weite Möglichkeiten gesteckt. Sie braucht nicht etwa viel Geld für solch einen Schirm auszugeben, sondern kann ihn sich selber herstellen, aus Seidenresten, Holzperlen oder auch Seidenpapier. Tausend Variationen sind hier möglich. Gerade durch die Farbauswahl kann man große Wirkungen erzielen und die Stimmung des Zimmers verändern. Es lassen sich da kaum allgemeingültige Sätze aufstellen, das muß dem Geschmack und dem Taktgefühl der einzelnen überlassen bleiben. Erste Regel ist natürlich, daß die Farbe, die man dem Lampenschirm gibt, irgendwie harmonisieren muß mit dem Ton, auf den die Zimmer Einrichtung abgestimmt ist. Man wird also nicht, wenn etwa die Möbel mit lila Farbe überzogen sind, einen himmelblauen Schirm wählen. In manchen Zimmern, die gedrückt gehalten werden, sind der Entscheidung wieder ziemlich weite Grenzen gesetzt und man kann dann die Stimmung

ausschlaggebend sein lassen, die man erzielen will. Will man warme Gemütlichkeit im Zimmer verbreiten, dann wähle man rot. Will man das Zimmer hell und fröhlich haben, dann erreicht man das am besten durch gelbes Licht. Grün ist geeignet, wenn man seine Gedanken konzentrieren will. Ähnlich wirkt lila beruhigend und steigert die Aufmerksamkeit für äußere Eindrücke, ist also etwa geeigneter Rahmen für ein Musikzimmer.

Doch dies können, wie gesagt, nur kleine Fingerzeige sein. Jeder empfindet hier auch individuell verschieden, gerade darum sind auf diesem Wege die besten Möglichkeiten gegeben, seinem Heim den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufzudrücken. Nur wenn das aber geschieht, wird das Heim eigentlich zum Heim und erhält seinen inneren Wert.

Die innere Befreiung des Kindes.

Entwicklung und Erziehung des Kindes wird heute mit ganz anderen Augen betrachtet und auf eine ganz andere Grundlage gestellt, als noch vor einem Vierteljahrhundert, und die Verantwortlichkeit, der wir die eigentliche „Befreiung des Kindes“ verdanken, ist Dr. Maria Montessori, die große Pädagogin, die jetzt in Berlin eine Reihe von Vorträgen gehalten hat und dabei der Gegenwart einmütiger Ehrentempel wurde. Die Grundgedanken ihrer Reform hat sie vortrefflich zusammengefaßt in der Einleitung zu einem neuen Buch von ihr, das soeben in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Montessori-Erziehung für Schulkinder“ bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen ist. Sie vergleicht die Wandlungen in der äußeren Pflege der Kinder mit denen auf dem Gebiete der Erziehung. „Die Kinder mußten gewickelt werden, damit die Beine nicht trumm würden“, schreibt sie, „man mußte ihnen das Zungenband durchschneiden, damit sie einmal sprechen könnten, sie mußten immer das Häubchen aufbekleben, damit die Ohren nicht vom Kopfe abfielen; es war vorgeschrieben, wie die Kinder liegen sollten, damit der Schädel keine dauernden Verformungen davontrüge; schließlich strichen die guten Mütter unzählige Male über das Köpfchen des neugeborenen Kindes, damit dasselbe eine schöne Form annehme und nicht zu breit und stumpf bleibe. Wer erinnert sich nicht der Hilfsmittel, um das Kind beim Gehen zu unterstützen? Schon von den allerersten Monaten an verloren die Mütter jeden Tag eine halbe Stunde damit, das Kind gehen zu lehren, oder, wenn sie keine Zeit darauf verwenden konnten, stellten sie die Kinder in glockenförmige Körbe, die unten breit waren, damit sie nicht umfallen konnten. Was aber offenbarte die Wissenschaft, als sie zur Rettung des Kindes einschritt? Sie bot gewiß keine vervollkommenen Mittel dar, um Nase und Ohren in die richtige Lage zu bringen, und warnte die Mütter gewiß nicht über die Art auf, wie sie das Kind von Geburt an gehen lehren können. Nein. Vor allem überzeugte sie die Menschen, daß die Natur selbst die Form des Kopfes, der Nase und Ohren bestimmt; daß man dem Kind nicht das Zungenband durchschneiden müsse; daß die Beine nicht nur von selbst gerade wachsen, sondern daß das Gehvermögen sich von selbst einstellt und keiner Nachhilfe bedarf. Deshalb muß man der Natur den größtmöglichen Spielraum lassen; je größer die Entwicklungsfreiheit des Kindes ist, desto schneller und vollkommener wird es zu den höheren Formen und Funktionen gelangen. Das Kind wird also nicht mehr gewickelt, aber es wird „größte Ruhe in liegender Stellung“ anempfohlen. Man spornet das Kind nicht mehr an, vor der Zeit zu gehen. Wenn die Zeit kommt, dann wird es aufstehen und gehen. Heutzutage sind fast alle Mütter hiervon überzeugt, und Wickelhänder, Gürtel und Körbe sind so gut wie aus dem Handel verschwunden. Die Kinder haben verhältnismäßig gerade Beine und gehen besser und früher als zuvor. Es ist ein beruhigender Gedanke: die Natur sorgt für alles; ich lasse dem Kinde Entwicklungsfreiheit und werde dann zusehen, wie es in Schönheit aufwächst. Etwas Ähnliches geht mit dem Innenleben des Kindes vor. Wir werden von Sorgen gequält: man muß den Charakter bilden, die Intelligenz und das Gefühl entwickeln. Aber wir können ebenso wenig die inneren Formen hervorbringen als die äußeren; die Natur, die „Schöpfung“, ist es, die alle diese Dinge hervorbringt. Wenn diese Überzeugung uns durchdringt, dann ergibt sich daraus als einziges Prinzip der ganzen Erziehung: „Wie kann sich das Kind frei entwickeln?“